

Lyonel Trouillot – Eines Tages, du wirst sehen, werden wir uns begegnen

Kleiner Essay über das Vertrauen

Aus dem Französischen von Barbara Heber-Schärer und Claudia Steinitz

Für Carina und Joanna

Auf meine eigene Gefahr

Der Gläubige ist so klug (oder so töricht), das Vertrauen zu Menschen (und dessen Verlust) von vornherein auszuschließen (der Mensch ist dem Menschen ein Wolf) und sein Vertrauen stattdessen für immer Gott zu schenken (man könnte auch sagen: anzuvertrauen). Der Gläubige oder der Fanatiker – das ist leider oft ein und derselbe – erlebt also nicht die böse Überraschung eines zu Unrecht geschenkten, verlorenen, wiedergeschenkten, wiederverlorenen Vertrauens, er hat dieses unbeständige Ding durch den Glauben ersetzt und eliminiert es so aus seinen möglichen Erfahrungen. Die Wirklichkeit zählt nicht, lehrt nichts, bestätigt bloß, denn Neues und Entdeckungen kommen nicht vor. So wie ein in Klischees gefangener Literaturkritiker einen Text nur liest, um darin die zuvor von ihm selbst definierten Themen und „allgemeinen Charakteristika“ zu finden (manchmal muss er ihn sich zurechtbiegen, aber das ist ihm egal!), so wendet sich der Überzeugte dem Anderen nur zu, um diese Begegnung als Beispiel, als banale Illustration einer vorher feststehenden Wahrheit anzuführen. Die Sache ist entschieden, man kann nur Gott vertrauen, man braucht kein Risiko mehr einzugehen, es sei denn, man entdeckt nach dem Tod, dass uns die verheißenen Jungfrauen nicht erwarten, zur Rechten Gottvaters nur Leere herrscht, oder andere Enttäuschungen, von denen zu künden kein Toter je zurückgekehrt ist, wie auch niemand je zurückgekehrt ist, um davon zu künden, dass die Götter ihre Versprechen halten können.

Aber stellen wir uns vor, das Problem des Vertrauens, seiner Erneuerung und seines

Verlusts stelle sich uns im Alltag. Es ergibt sich zwangsläufig aus der einzigen wahrhaften Frage, die niemals lautet, was man im nicht existierenden Absoluten aus sich macht, sondern wer man in der Begegnung mit dem Anderen ist und wird. Daher kann die Frage des Vertrauens nicht ein für alle Mal gelöst werden und stellt sich uns bei jeder neuen Begegnung neu und anders, je nach Mensch und Umständen (man hat nicht immer Lust zu lieben). Sie wird durch die Beziehung zu unserer eigenen Geschichte und die große Geschichte beeinflusst und lässt keinen Gedanken an eine schlüssige Praxis zu, die zu einem übertragbaren und reproduzierbaren Wissen führen könnte.

Ich bezweifle, dass sich eine Politik des Vertrauens verordnen oder durchsetzen lässt. Zumal unsere Einstellung zum Vertrauen nichts ist, worüber wir nachdenken, und schon gar nichts, was wir *denken*. Die meisten Menschen begnügen sich damit zu leben, ohne groß über ihre Einstellung zum Leben nachzudenken. Für viele von uns wäre die Antwort auf die Frage „Wie stehen Sie zu dem Begriff Vertrauen?“ zweifellos ein ebenso spontanes wie vielsagendes „Ich weiß es nicht“. Aus Koketterie oder zum Spaß könnte man noch sagen, man stelle sich die Frage ab und zu doch, ja man lebe, um eine Antwort darauf zu finden, wie Ionesco auf eine Frage nach dem Leben und dem Tod antwortete, was er darüber denke, sei eben das, was er sich frage, und er schreibe, um es sich zu fragen.

Man kann also auf die Frage eine Antwort geben, die keine ist. Wie kann man vertrauen und nicht vertrauen? Die Geschichte lehrt uns das Misstrauen. Wenn man Haitianer ist, Bürger des einzigen Staates, der aus einem militärischen Sieg der Sklaven über das koloniale Sklavensystem hervorgegangen ist; wenn man weiß, wie die westliche Geschichtsschreibung die Brutalität von Kolonialgesellschaften unter den Teppich gekehrt hat, in der sich die schwarze Bevölkerung nur durch Import fortpflanzte; wenn man weiß, wie der Geschichtsunterricht die kriminellen, mörderischen Absichten verharmlost hat: die Aushebung einer Armada durch Napoleon, um die Sklaverei in der französischen Kolonie Saint Domingue wieder einzuführen, und müsste man dafür auch alle „männlichen Schwarzen über zwölf Jahre“ ausrotten; wenn man weiß, dass die radikalste der drei

Revolutionen, die einzige im Revolutionszeitalter, die die Ideale von Freiheit und Gleichheit nicht nur der Individuen sondern der Rassen konkret verwirklicht hat, für westliche Denker unvorstellbar war und es für viele auch blieb, nachdem sie stattgefunden hatte; wenn man weiß, dass der Staat Haiti mit einem Bann belegt und dass alles getan wurde, damit er untergeht; wenn man weiß, dass die Repräsentanten seiner Würde (Dessalines) und die Quellen seiner Kultur (Voodoo) lange als Barbaren bzw. barbarisch abgetan wurden; wenn man weiß, dass im 20. Jahrhundert westliche „Demokratien“ die Diktatur Duvaliers bewaffneten, der Tod und Verderben über die haitianische Gesellschaft, besonders ihre Jugend, brachte; wenn man sieht, wie das Kapital aus Naturkatastrophen Profit schlägt und die großen Entscheidungsträger den geschwächten Gesellschaften ihre Entscheidungsmacht rauben; wenn man sieht, wie in diesen geschwächten Gesellschaften die Logik der Herablassung an die Stelle des Aufbaus von Strukturen tritt, wie NGOs und internationale Organisationen den öffentlichen Dienst ersetzen; wenn man sieht, wie hartnäckig westliche „Denker“ eine Hierarchisierung der großen Verbrechen der Geschichte betreiben - wie soll man da, ob als Volk oder als Individuum, der „internationalen Gemeinschaft“ vertrauen? Sowohl die Erinnerung als auch die Wirklichkeit widersetzen sich jeder Möglichkeit zu vertrauen. Denn der Satz des Dichters - „Es gibt keine Liebe, es gibt nur Liebesbeweise“ - gilt nicht nur für die Beziehungen zwischen Menschen, sondern auch für die Gesellschaft. Wenn die Geschichte voller Beweise für das Gegenteil von Liebe, für Rassismus und Verachtung ist; wenn die im Lauf der Zeit entstandenen Beziehungen von Gewalt, Ausbeutung und Macht geprägt waren und entweder zur Revolte führten, die für die Herren unerträglich war, oder die Unterlegenen sich mit ihrem Elend abfanden, und wenn das alles hinter einem löchrigen Vorhang von Schein und Parodie versteckt wird, dann wäre Vertrauen Wahnsinn. Ich, der ich niemals deinesgleichen war, und du, der du, wie das kreolische Volkslied sagt („ou pile pye m, ou pa di m padon“) „mich getreten hast, ohne dir die Zeit zu einer Entschuldigung zu nehmen“; ich, der ... du, der ... Falls es sich nicht um einen primären Rassismus, eine instinktive Abwertung des Anderen handelt, ist es nicht das Unbekannte, sondern das

Bekannte, was Vertrauen zwischen Völkern verbietet. Erst recht, wenn das Bekannte, das den einen verletzt, vom anderen nicht anerkannt wird. Wie könnte man von einem Volk verlangen, einem Staat zu vertrauen, der es bombardiert, oder von einer beherrschten Gesellschaft, einer beherrschenden zu vertrauen! Vertrauen gibt es nur von gleich zu gleich. Heute noch klaffen zwischen Völkern und zwischen Rassen offene Wunden, die man nicht unter dem Mantel des Schweigens begraben kann.

Soviel zum Misstrauen zwischen Völkern und Staaten. Aber Misstrauen gibt es auch innerhalb einer Gesellschaft. Wenn in einem Teil der ärmeren Schichten der Drei-Millionen-Stadt Port-au-Prince ein Freund einen anderen belügt oder ein Verwandter rasch ein Versprechen abgibt, von dem alle wissen, dass er es nicht halten wird, wenn über die Programme einer demagogischen Regierung diskutiert wird, die bloße Fassaden öffentlicher Gebäude einweihet und Grundsteine legt, die die einzigen Steine bleiben werden, antwortet derjenige, den man übers Ohr hauen will: „pawòl milat“, „Mulattenworte“. Nicht weil alle Mulatten Lügner wären. Nicht weil die Lügen der Mulatten häufiger oder gefährlicher wären als die der „schwarzen“ Politiker. Die politische Geschichte Haitis ist voll von Lügen schwarzer Präsidenten, die nach dem Ähnlichkeitsprinzip an die Macht gekommen sind und alle Hoffnungen der schwarzen Bevölkerungsmehrheit, die sich in ihnen wiedererkannte, enttäuscht haben. Aber in einer Quasi-Apartheitsgesellschaft, in der die herrschende Klasse vor allem aus Mulatten besteht und eine Funktion des Staates war und ist, die Reichen gewähren zu lassen und die Bedingungen für das Anwachsen ihres Reichtums zu sichern, in so einer Gesellschaft sind für einen Teil der Bevölkerung, vor allem für die arme Jugend der städtischen Elendsquartiere, Mulatten und Staat ein und dasselbe: Im besten Fall ist ihnen das Schicksal dieser Menschen egal, im schlimmsten handeln sie als Verein von Verbrechern, die sich gegen das Volk verbündet haben und alle Waffen einsetzen, über die sie verfügen: Gesetze, Ordnungskräfte, wirtschaftliche Macht, Unterdrückung und - Lügen. Keine Spur von Vertrauen also. Wenn innerhalb einer Gesellschaft ein derartiger Grad an Misstrauen und Ressentiment erreicht ist, stellt sich die Frage: Was kann man noch gemeinsam tun? Die

Frage mag sinnlos klingen, denn es fehlt bereits der Begriff der Gemeinsamkeit, sie zeigt sich in keiner konkreten Gestalt, und das führt dazu, dass Staatsmacht und Individuen in ihrer Lesart der Realität in Begriffen von „sie“ und „wir“ denken und handeln, weit entfernt von jeder Mystik der Staatsbürgerschaft. Wenn man sich damit begnügt, den Antagonismen, die jede „nationale“ Identifikation verhindern, Verfahren und Rezepte einer formalen Demokratie aufzupropfen, erreicht die Parodie ihren Höhepunkt. Eine Siebzehnjährige, gesegnetes Kind der Bourgeoisie, sagt über die Slums in der Umgebung der schönen Viertel von Port-au-Prince: „Wir können nur hoffen, dass der Regen uns davon befreit.“ Wie könnten die Bewohner dieser Slums den Eltern des Mädchens vertrauen?

Anderswo ist es nicht unbedingt besser, da heute die Sozialisten rechte Politik machen und die Ethik, die sich der Kapitalismus in bestimmten Momenten seiner Geschichte zum Schein gegeben hat, dahinschwindet. Die Gleichheit ist gänzlich aus den Reden der westlichen Regierungen verschwunden, das öffentliche Interesse ist auf die Anpassung an die „Bedürfnisse“ der Finanzwelt und die Bitte an diese Finanzwelt reduziert, ohne sie verstimmen zu wollen, ein bisschen, nur ein bisschen, wenn sie kann, Rücksicht auf die Bedürfnisse konkreter Personen zu nehmen, zum Beispiel der Arbeiter, der Nutzer des öffentlichen Diensts und anderer Namenloser, die kein Gewicht auf die Waage bringen; selbst an die *conditio humana* wird nur noch im Zusammenhang mit den „Menschenrechten“ gedacht. In dieser Situation flößt die Politik an sich kein Vertrauen mehr ein. José Saramagos *Stadt der Sehenden* ist eine der schönsten Fabeln über diesen Vertrauensverlust. Auch Marx behält zumindest in diesem Punkt recht: Der Staat ist nur noch der „Erfüllungsgehilfe“ des Kapitals. Dies ist die glückselige Epoche einer zum Allheilmittel erhobenen formalen Repräsentation, aber je formaler sie wird, desto weniger repräsentiert sie. In welcher westlichen Gesellschaft glauben mittellose Wähler, dass die Politiker, die sie wählen, wirklich ihre Interessen vertreten werden?

Dieser berechtigte Verlust des Vertrauens in die Politik und die Politiker wird von der Generalisierung der materiellen Unsicherheit begleitet, die in eine Konkurrenzbeziehung

zum Anderen zwingt. In dem allgemeinen Rette-sich-wer-kann ist es schließlich besser, dass mein Nachbar den Arbeitsplatz verliert als ich, und dass Gesetz und Gerichte mich beschützen, indem sie mir wie in den USA erlauben, seelenruhig einen Menschen umzulegen, der mir verdächtig vorkommt, anstatt ihn im Namen der Unschuldsvermutung vor mir zu schützen. Die Verrechtlichung noch der kleinsten Probleme, die im Umgang mit dem Anderen auftauchen, Ehemann gegen Ehefrau, Nachbar gegen Nachbar, Kollege gegen Kollege, ist der Beweis für die Herrschaft des Misstrauens, wo ich Schutz gegen den Anderen verlange, sei er möglicher Konkurrent oder mächtiger Feind.

Und ich bei all dem? Persönlich habe ich mich noch nicht für das Misstrauen entschieden. Mein Laster ist, davon auszugehen, dass der Andere nicht zwangsläufig ein Gefangener seiner (Über-)Determinierungen ist und dass er über ein kleines bisschen Selbsterfindungsfähigkeit verfügt. Ich zitiere oft Dichter, die sich der sozialen und menschlichen Anliegen bewusst sind, weil diese für mich das literarische Spiel rechtfertigen. Ich glaube also hartnäckig weiter daran, dass es, „wenn wir wollten, nichts als Wunder gäbe“ (Éluard) und die „Reise zum Mond der schönen Menschenliebe“ (Alexis) nicht so utopisch ist, wie die Defätisten glauben wollen. Und so eine Reise unternimmt man nicht allein. So treibt mich dieses Laster denn auch dazu, auf den Anderen zuzugehen und das kleine Wunder des Gesprächs zu suchen, bei dem in der Auseinandersetzung über die Unterschiede ein Satz, ein Wort, ein Bild, ein Gedanke auftauchen kann, der eine Verbindung schafft und die Bedeutung eines Lächelns oder einer Umarmung hat. Um noch einen Dichter zu zitieren: „Solange ich mit euch spreche und ihr mir zuhört, ist der Mensch niemals allein.“ (René Philoctète) Als Voluntarist suche ich das Mehr an Menschlichkeit, das die junge NGO-Angestellte vielleicht hinter ihrer Professionalität im humanitären Dienst versteckt, der ihr Status, Einkommen und sogar ein positives Selbstbild verschafft, alles Dinge, die sie sicher nicht hätte, wenn sie zuhause geblieben wäre. Es ist eine Lotterie, es gibt leider Menschen, die wirklich die sind, die sie zu sein scheinen, und andere, bei denen die Funktion weder ihr kritisches Denken noch jeden Impuls zu befreiendem Handeln aufgezehrt hat. Ja, es ist eine

Lotterie, und das Typische für einen Spieler ist, dass er verliert und weiterspielt. Also bin ich ein Spieler. Denn es ist schrecklich, nicht zu spielen und nur dem Misstrauen zu gehorchen. Schrecklich für den Verurteilten, schrecklich für den, der auf seine Vorurteile hört. Ich habe vor kurzem eine schmerzliche Erfahrung gemacht. Als Professor an der Staatsuniversität von Haiti und seit Ewigkeiten Linker suchte ich Kontakt zu Studenten, die sich auch als links bezeichneten. Zu meiner Überraschung steckten hinter ihren Reden zutiefst reaktionäre Haltungen (extremer Individualismus und Opportunismus; Missbrauch der angeblich gemeinsamen Sache für persönliche Interessen, Machismus und die Herrschaft von „Gurus“ über Körper und Geist der Frauen ...). Nicht weniger erschreckend war die untrennbare Mischung von Clangeist (ebenso sektiererisch wie bei Satanisten oder Evangelisten) und einem Misstrauen, das alles, was auch nur ein wenig anders ist, ausschließt und nicht nur die Kommunikation, sondern auch jede Empathie verhindert. Der „große Schriftsteller“, der nicht zu einer bestimmten Generation gehört und nicht in einen bestimmten Viertel geboren ist, kann nur ein „Feind“ sein. Ihm zuzuhören, mit ihm zu verkehren ist Verrat. Das Komischste ist nicht einmal, dass ich aus einem Viertel stamme, das sich kaum von ihrem unterscheidet, sondern dass sie an genau demselben Mangel an Humanismus leiden wie diejenigen, die sie Klassenfeinde nennen, ohne recht zu wissen, wovon sie sprechen. Die gleiche Entscheidung für eine Welt, in der es nur sie gibt, das gleiche Gefühl, dass der Andere zu viel ist. Das Misstrauen impliziert die symbolische Tötung des Anderen, seine a-priori-Disqualifikation als menschliches Wesen, unabhängig von seinem Handeln.

Wie soll man sich in diesem Reich monströser Individualitäten, angesichts des (vorläufigen?) Triumphs von Gesellschaftsstrukturen, die Ungleichheit und Ausschluss produzieren, noch trauen, die Hand auszustrecken oder eine ausgestreckte Hand zu ergreifen, ohne sich vor Verletzungen zu fürchten? Ich will keine Lehren erteilen, nicht einmal mir selbst, aber ich sage mir, dass man über den Fatalismus nur in der Praxis des Menschlichen siegen kann, indem man die Begegnungen, also auch die Möglichkeiten des Scheiterns vervielfacht. Wenn ich bei Pierre oder Joanna, Ismaël oder Jean-Baptiste

scheitere, begegne ich vielleicht Carine, Miguel oder Job. Was soll's, wenn man mehr Pierres und Joannas, mehr Ismaëls oder Jean-Baptistes begegnet als Carines, Miguels oder Jobs. Kann man leben, ohne dieses Risiko einzugehen?

Ich beharre darauf, der poetischen Dimension des Menschen zu vertrauen, davon auszugehen, dass die Menschen bis zum Beweis des Gegenteils nicht auf das Schlimmste reduziert werden können, das das Leben ihnen eingepflanzt hat. Die Literatur gibt uns Beispiele dafür. Die Schriftsteller lehren es uns: Man denke an das Vertrauen, das Victor Hugo Quasimodo schenkt. Auch ihre Protagonisten: Man denke an Manuels Vertrauen in die Bewohner seines Dorfs ...

Und selbst wenn der Beweis erbracht wird, dass die Überdeterminierung Teilen und Vertrauen unmöglich macht, bleibt mir immer noch, die Niederlage in eine Erzählung oder ein Gedicht zu verwandeln. Denn es ist eine der großartigsten Fähigkeiten der Literatur, ebenso wie die Schönheit gelungener Begegnungen auch die Tragödie der unmöglichen Begegnungen darzustellen. In den kleinen Büchern, die ich schreibe, geht es im Grunde immer darum, die Bedingungen für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Begegnung zu erkunden, die Versuche, das Scheitern, die Wirkung und die Dummheit von Schranken und die Auflehnung, die diese Schranken zuweilen zu erschüttern vermag.

Ich lasse mich nicht auf eine Begegnung ein, weil dabei unbedingt etwas Schönes herauskommen wird - oft kommt dabei nur Enttäuschung heraus. Sondern ich lasse mich darauf ein, weil ich nicht anders kann. Nicht aus blauäugigem Humanismus, der mir die Fähigkeit nehmen würde, die Gesellschaft zu analysieren. Ich weiß, es gibt unmögliche Freundschaften, objektive Bedingungen und von der Gesellschaft hervorgebrachte Charakterstrukturen, die eine positive Bindung unmöglich machen, jedenfalls zwischen bestimmten Personen und mir, bestimmten Institutionen und mir. Gerade wegen dieser Einsicht versuche ich, jede Begegnung zu ihrer Wahrheit zu treiben, sie zu erleben und so zu erfahren, wie weit sie trägt. Wo kann ich den Anderen erwarten oder nicht erwarten? Was kann ich ihm anvertrauen und was kann er oder sie mir anvertrauen?

Ich will glauben, dass es an der Universität von Haiti, an der ich unterrichtete, unter den Studenten nicht nur Clangeister gibt, die vom Marxismus nur den Stalinismus zu kennen scheinen; dass unter den vielen Entwicklungshelfern, deren Geschäftsgrundlage das haitianische Elend ist, einige noch Menschen sind; dass in den Milieus, die der wilde Kapitalismus durch immer beengtere Verhältnisse und Armut entmenschlichen wollte, Menschlichkeit und die Möglichkeit kollektiver Träume überleben.

2003 und 2004 habe ich in Port-au-Prince an friedlichen Demonstrationen gegen den zunehmenden Totalitarismus teilgenommen. Wir waren viele auf der Straße. Als ich den Koordinator der Bewegung, einen Industriellen, ein paar Monate später gegen die Erhöhung des Mindestlohns für die Arbeiter wettern hörte, von denen einige mit ihm marschiert waren, habe ich bereit, ihm vertraut zu haben. Er wollte die formale Demokratie als Rahmen der Ausbeutung. Und eines Abends traf ich einen netten Jungen, den ich flüchtig kannte und der die Arbeit der Intellektuellen und die demokratischen Ideale zu schätzen schien. Er hat mir erzählt, dass er bei diesen Demonstrationen von den Agenten der Unterdrückung rekrutiert worden war, die ihm eine Sturmmaske, eine Uniform und ein automatisches Gewehr gaben. Er sagte mir, dass er meine Freunde und mich für verrückt hielt, als er uns marschieren sah, denn wenn man ihm den Befehl gegeben hätte, auf uns zu schießen, hätte er ihn wahrscheinlich befolgt. Hatte ich Unrecht zu vertrauen? Wahrscheinlich. Zumindest im Fall des Industriemagnaten, der Demokratie spielte, um die soziale Gerechtigkeit zu bekämpfen. Aber ich habe auch Menschen getroffen, mit denen ich demonstriert habe und mit denen ich wieder demonstrieren werde. Und wenn ich noch die Energie aufbringe, Workshops zu organisieren und mich an kollektiven Unternehmungen zu beteiligen, so weil ich Menschen begegnet bin, die mich „mit ihrem Vertrauen bedeckten“ (Éluard) und denen ich dasselbe zurückzugeben versuchte. Ja, ich glaube, ich weiß, dass es noch Menschen gibt, mit denen man sich für die „Reise zum Mond der schönen Menschenliebe“ verabreden kann. Man kann ihnen nur begegnen, wenn man, auf eigene Gefahr, mit *allen* spricht.

